



„Eine Liebe ist der andere werth!“ Als der Kriegerverein von Leuthen vor kurzem das Fest seiner Fahnenweihe beging, gab der Gutsächter St. dort eine nahe beim Dorfe liegende Wiese zum Festplatz her, das war dem Verein sehr angenehm. Als nun infolge der gleichzeitigen Reise verschiedener Gutsächter Herr St. mit Arbeitskräften in Verlegenheit war, bot sich, nach dem „Kottb. Anz.“ der Kriegerverein an, zum Dank für die erwiesene Gefälligkeit einen Tag mit Senfen anzutreten. Das wurde gern angenommen. 50 Morgen Weizen wurden gemäht, Herr St. war erkenntlich und ließ den wackeren Truppen am Abend im Gasthof einen fräftigen Trunk Bieres reichen.

Der „Lodovogel“. Aus Berlin wird dem „Köln. Tagbl.“ geschrieben: Stand da dieser Tage eine Annonce in Berliner Blättern zu lesen, wonach ein edler Menschenfreund sich bereit erklärte, einen jungen, gut sprechenden Papagei aus purem Edelmutt gratis dem ersten Zierliebhaber auszuliefern, der sich mit einem entsprechenden Vogelbauer ausgerüstet, bei ihm melden würde. Wie hat eine Annonce größeren Erfolg gehabt! Aus allen Ecken und Werten der Großstadt kamen sie herangewandert, die Vogelliebhaber, die darauf brannten, sich die seltene Gelegenheit, einen Papagei auf so billige Weise zu erwerben, nicht entgehen zu lassen. Und siehe da! Das Haus Berliner Straße 147 in Charlottenburg, von welchem der heißbegehrte Vogel abgeholt war, erwies sich als ein Wirtshaus und der Weg zum Besitz des lieben Zieres schien unweigerlich durch die Schankstube an einigen „Gellen“ oder „Weihen“ vorbeizuführen. Und so war das Lokal denn fröhlich und immer neue Anrufer von Papageiliebhabern zogen heran zum endlosen Erstaunen der Passanten und vor allem der Straßenbahnfahrer, die sich in aller Welt nicht zu erklären vermochten, wo die unglückliche Schaar von schlaftrunkenen Männern, Frauen und Kindern hinwollte, die mit jedem Wagen zu Charlottenburg am Knie wie zu einem Vogeljahrmarkt eintrafen! Das Merkwürdigste aber war, daß der „Lodovogel“ selbst völlig unsichtbar blieb, und daß der Wirt, der immerfort kräftig an der Arbeit war, von Zeit zu Zeit behauptete, er wisse von keiner Annonce und keinem Papagei, habe nie ein solches Vieh gesehen, und könne daher auch keine Verschenke. Darob gewaltige Entrüstung, Erhöhung des Volkszornes, notwendige Abkühlung bewirkte durch Bier, dann Mißtrauen, allgemeiner Unglaube und schließlich hartnäckiges Ausfragen an Ort und Stelle, da jedermann eine List vermutete, durch welche die übergroße Zahl der Bewerber wohl beseitigt werden sollte. Das Treiben wurde immer toller, das ungestüme Drängen und Verlangen der Menge nach dem Vogel immer bedrohlicher. Nun gerieth der Wirt allmählich in gelinde Verzweiflung und schließlich mußte er sich vor dem allgemeinen Ansturm nicht anders zu retten als durch schleuniges Anbringen von Plakaten, die in Lapidarschrift verkündeten: „Der Papagei ist schon verschont!“ Schimpfend und entrüstet verließ sich nun die Flut der Gaster nach und nach, und leuchtend vor Aufregung konnte der Wirt einigen Intimen sein Herz offenbaren, ihnen sein Leid klagen. Vor 6 Uhr am frühen Morgen schon war er aus den Bettdecken getrommelt worden von Schlauberger, die allen anderen vorzuziehen wollten, 400 briefliche Offerten hatte ihm die Post gebracht — und er, der wußte wirklich nichts von einem Papagei, den Streich mußten ihm ein paar gute Freunde und Gönner aus der Stammtischrunde gespielt haben! — Und wirklich, so scheint sich die Geschichte mit dem Lodovogel zu verhalten, denn die hohe Polizei, die bekanntlich keinen Scherz versteht, hat sich die Sache zu Herzen genommen und jähndet nun eifrig nach dem göttlichen Urheber dieses Eulenspiegelstückchens, um sie durch

ein Strafmandat wegen groben Unfugs auf den Weg gestellter Bürgerknecht zurückzuführen.

Ein Mord ist in der Ortschaft Lorendorf bei Landsberg a. W. verübt worden. Die 43jährige Wirtshausbesitzerin Borkert wurde von einem Milchschweizer in ihrem Schlafzimmer überfallen und durch Schnitte mit einem Rasirmesser so schwer verletzt, daß sie ihren Wunden erlag. Der 19jährige Täter war von einem Arbeitsgenossen zu dem Mord angeführt worden: beide Schuldigen befinden sich in Haft. Bei dem Großgrundbesitzer Quilich in Lorendorf, der Junggeselle ist, und mitten im Dorfe an der Hauptstraße wohnt, war seit 12 Jahren die Wittve Borkert als Wirtshausbesitzerin tätig. Sie führte auf der Wirtshaus eine unumhüllte Gewalt und hatte sich angeblich durch ihre Herrschaft bei dem Personal verhaßt gemacht. Vor einem halben Jahre verließ sie wegen der damaligen Oberbürgermeister Scherer seine Stellung. Seitdem war der Oberbürgermeister Scherer aus dem Rantom Bern, der verheiratet ist und vier kleine Kinder hat, bei Quilich im Dienst. Scherer stand der 19jährige Unterweizer Robert Alig aus Alt-Boschwich in Sachsen zur Seite. Auch zwischen diesen beiden und der Wirtshausbesitzerin muß ein schlechtes Einvernehmen bestanden haben, denn die Frau des Scherer hat häufig erzählt, daß es ihr im Ort sehr gut gefalle, nur über die Wirtshausbesitzerin klagte sie. Auch gegen die Dorfwohnerin Frau Borkert oft schroff gewesen. Nachts erwachte nun Quilich infolge eines Geräusches. Als er sich erkundete hatte, sah er seine Wirtshausbesitzerin in sein Schlafzimmer wandern und dort bewußlos zur Erde stürzen. Die Frau hatte furchtbare Verletzungen am Halse. Der Gutsbesitzer schlug Alarm, die Nachbarn eilten herbei, man legte der Kranken einen Nothverband an und holte einen Arzt. Frau Borkert starb aber, nachdem sie noch in einem letzten Augenblick angebeugt hatte, sie habe in ihrem Zimmer im Dachstuhl einen Kistchen gehört. Infolgedessen habe sie Licht machen wollen in diesem Augenblick sei ein junger Mann mit einer blanken Waffe auf sie losgegangen und habe ihr die Kehle am Hals beigebracht. Die spätere Ermittlung ergab, daß sich der Täter unter dem Bett der Unglücklichen verborgen gehalten habe. Der Verdacht lenkte sich sofort auf die beiden Schweizer, die getrennt beobachtet wurden. Im Schlafzimmer der Wirtshausbesitzerin fand man dann auch ein Rasirmesser und im Bett eingeschlagene Zähne. Wahrscheinlich hat die Frau um Hilfe schreien wollen, woran sie durch einen Schlag auf den Mund verhindert wurde. Als schließlich der Unterweizer in ein scharfes Verhör genommen wurde, gestand er die That ein und gab an, daß der Oberbürgermeister ihn angestiftet habe. Beide Schuldigen wurden sofort gefesselt. Die mit Blut getränkten Kleider des Mörders fand man in einem Teich. Die Bluttat charakterisiert sich zweifellos als ein Mord.

Eine „Niesenerbschaft“. Vor vier Jahren starb in Turbevoie ein reicher Mann. Herr A. de Saint-Denis-de-Berrecourt, der testamentarisch sein ganzes großes Vermögen seiner Vaterstadt Rouen hinterließ. In einer Klausel des Testaments hieß es aber: „Wenn die Stadt Rouen mein Testament annimmt, soll sie verpflichtet sein, einen Jahrespreis von mindestens Frs. 100,000 zu gründen, um ein Niesenpaar, das die Regeneration des Menschengeschlechts herbeiführen soll, auszustatten. Die Paare, die zum Wettbewerb zugelassen werden, sollen von den Ärzten der Stadt untersucht werden. Der Preis fällt dem Paare zu, das sich als das kräftigste und gesündeste erweist. Man soll dem Niesenpaar 50,000 Franken geben, und 50,000 Franken sollen für die Frau als Mitgift bestimmt sein.“ Die enterbten legitimen Erben erhoben Einspruch gegen die Vollstreckung dieses Testaments, indem sie den „unmoralischen und undurchführbaren“ Charakter der Niesen-Klausel hervorhoben. Jetzt haben sich die Parteien geeinigt. Die Erben verzichten auf jeden Widerspruch; dafür zahlt ihnen die Stadt Rouen drei Millionen Franken, kosten- und erbschaftsfrei, und verpflichtet sich, ein „von einer Idee des Schutzes, der Erhaltung und der Verbesserung der Menschheit inspiriertes Werk zu gründen, das nicht mehr als 800,000 Franken kosten darf. Was das für ein Werk sein wird, wird nicht gesagt; dem letzten Willen des Herrn A. de Saint-Denis-de-Berrecourt entspricht es aber sicher nicht, und die Niesen gehen leer aus und werden sich ihrer hehren Aufgabe, das Menschengeschlecht zu regenerieren, nicht widmen können.

Ein Feind des Tabaks. Großes Interesse erregte es, als im letzten Februar ein englischer Fabrikant den in seiner Fabrik beschäftigten 1000 Arbeitern das Angebot machte, jedem, der sich ein Jahr lang des Tabaks enthielt, 20 M. auszuzahlen. Die 500-600 in der Fabrik beschäftigten Frauen und Mädchen waren in dies Anerbieten ausdrücklich eingeschlossen. Zugleich ließ der Fabrikant eine Schrift über die Schädlichkeit des Tabakrauchens vertheilen. Als das Anerbieten zuerst gemacht wurde, hörte das Rauchen unter den Arbeitern nahezu vollständig auf. Indessen wurde nach und nach ein großer Theil rückfällig. Man nimmt an, daß etwa 25 pCt. der Männer und Knaben und sämtlichen Frauen und Mädchen der Tabakfabrikation bis Jahreschluss treu bleiben werden, so daß dem Fabrikanten sein Feldzug gegen den Tabak 14-15000 M. kosten wird.

Geschäftliches.

Ein Spezialgeschäft für fertige Damen- und Kinderhüte hat sich unserer Wiesbadener Geschäftswelt angeeignet. Die Eröffnung erfolgte am Samstag, den 29. August, Abends unter der Firma Max Gabali, Kirchstraße 38. Die Fensterdekorationen sind sehr sehenswerth und für jede Dame von größtem Interesse. Wie wir uns selbst überzeugt haben unterhält Herr Gabali ein großes Lager wirklich elegant und reizend ausgestatteter Hüte in den verschiedensten Modellen und sind die Preise, der Qualität und Ausführung gegenüber, staunend billig. Sogenannte Auspreise existieren hier nicht und überzeugt ein Blick in das Schaufenster jedermann von dem hier gelegenen. Das Geschäft verfolgt das Prinzip „hochlegante und gut ausgestattete Waare zu solchen Preisen zu liefern, daß ein jeder im Stande ist, seinen Bedarf ohne großen Kostenaufwand zu bestreiten. Jedes einzelne Exemplar ist so deutlich mit dem Preise versehen, daß selbst ein Kind den Einkauf beorgen kann. Auch bietet das Geschäft besondere Vortheile für hiesige und auswärtige Modistinnen, da Herr Gabali auch ein groß betreibt.

Was ist Securitas? „Securitas“ ist ein neues, farbloses und durchsichtiges Imprägnierungsmittel, welches geeignet ist, die Brandgefahr in Theatern, Warenhäusern, Wohnungen usw. wenn auch nicht ganz zu beseitigen, so doch auf ein Mindestmaß zu beschränken. Alle bisher bekannten und in den Handel gebrachten Imprägnierungsmittel hatten durchweg die Nachteile, daß sie erstens alle viel zu teuer waren, um allgemein eingeführt werden zu können, zweitens, daß sie alle imprägnirten Stoffe, Mousseline, Seide, Papier, Wolle, Leinwand, Holz usw. eine rauhe, steife Form und eigenthümliche Farbe gaben, die den ursprünglichen Werth sehr verminderte, und drittens, daß die Imprägnierung nach einigem Gebrauch der Stoffe wesentlich nachließ. Das neue Imprägnierungsmittel, „Securitas“ die Erfindung eines französischen Chemikers, wurde für die hiesige Firma Heinrich Schenkelberg vorm. Schenkelberg u. Co. Patent- und technisches Geschäft, von ihrer Pariser Filiale zum Alleinvertrieb erworben. „Securitas“ besitzt die hohen Eigenschaften, daß es gegenüber allen ähnlichen Mitteln die bahnbrechenden Vorzüge: durchgreifende, andauernde und geruchlose Imprägnierung aller brennbaren Stoffe, neben großer Billigkeit des Verfahrens, somit die Hauptfaktoren, welche bisher bei Imprägnierungsverfahren fehlten, in sich vereinigt, außerdem Stoffen wie Mousseline usw. dieselbe Weichheit und daselbe Aussehen beläßt, wie vor der Imprägnierung. Wenn man die jährlichen ungefähren Gordinen- und Möbelbrände die infolge Sturz oder Explosion einer Petroleumlampe, durch Kurzschlüsse usw. entstehen und ihre schweren Folgen in Betracht zieht, so kann diese neue Erfindung und das Unternehmen der Firma H. Schenkelberg, Dismarckring 14, mit Freuden begrüßt werden. Ist doch durch dieses neue Imprägnierungsverfahren, welches demnach gelegentlich einer größeren Probe praktisch vorgeführt werden wird, ein Schutzmittel geschaffen, das wegen seiner ganz besonderen Vorzüge bald allgemein zur Einführung gelangen dürfte.

Waldhäuschen,

besuchtester Ausflugspunkt der Umgebung.

sowie alle Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter
Langgasse 3, I. Stiege, an der Marktstrasse. 900

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

An die Eltern!

Sie bringt große Opfer für die Gesundheit Eurer Kinder. Kalt, Fieber, Ueberdrehen, Kreuzschmerz und Aderes wird angewendet. Aber die Häuser und die Straßen wimmeln trotzdem von Sicken und Kranken. Schaut mit offenen Augen.

Ihnen kann Euren Kindern die Gesundheit geben. Je zeitiger Ihr handelt, desto länger und billiger die Kur. Ausweise über Erlangen habe zur Verfügung. 4892

Sprechstunden Werts: Vorm. 10-12, Nachm. 3-5 Uhr.

Woitke, Bleichstraße 43,

neben dem Bismarck-Ring.

Bengalische Flammen, Schellackfeuer, Magnesiumfackeln und alle Arten Feuerwerkskörper empfiehlt als beste und billigste Bezugsquelle am Platz. 6009

Kunstfeuerwerkerei Aug. Becker,
Nachfolger Adolf Clausz,
Erlangen 2581. Wiesbaden, Dohlemerstr. 106.

Rohlen-Consum-Anstalt

Friedrich Zander, 5685
Eisenstraße 24. Fernsprecher 2352.
Sämtliche Rohlenarten, sowie Coaks und Brickets von den billigsten Preisen und besserer Beschaffenheit zu den bedingten, niedrigen Preisverhältnissen des überkommenen Consumvereins.
Brenn- und Anzündholz ebenfalls äußerst billig.

Unvergleichlich

ist die

Dessert-Chocolade

Velma Suchard

sowohl im Geschmack als in
Feinheit.

Ganz neue Herstellung!

la rothe Ringofensteine,
la Radial-, Kanal- u. Formsteine.
Taunus-Dampf-Ziegelwerke G. m. b. H.
Fahn (Taunus).
Eisenbahn-Anschlußgleise. 737

Möbiliar-Versteigerung.

Im Auftrage des Fräulein Emma Maachen hier, versteigere ich wegen Aufgabe der Pension, am Mittwoch, den 2. September d. J., Vormittags 9^{1/2} Uhr, und Nachmittags 2^{1/2} Uhr beginnend, in der Wohnung

Weilstraße 19 I., hier:

vollst. Betten mit Rohhaarmatratzen, Nachtschiffe, Kamelstischchen, Tisch in Ruchbaum, Damenschreibtisch, Waschcommode, Goldspiegel, Polsterstühle, Kleiderbügel (ein- u. zweif.), Verticow, Chaiselongue, Sessel, div. Vorhänge, Console, Küchenschrank, Kommode, div. Porzellan und Glas, einen großen Polster Weiszeug u. v. A. m.

Öffentlich meistbietend, freiwillig, gegen Baarzahlung. Besichtigung 2 Stunden vor der Auktion. Es ladet ergebenst ein

Wilhelm Raster, 6946
beidgiger Auktionator,
Dohlemerstraße 87.
Taxationen prompt und sachgemäß.

Möbel u. Betten gut und billig, auch Zahlungserleichterungen, zu haben
A. Leicher, Weidenstraße 46

XVIII. Jahrgang.

Oberracht vom 24. bis 29. August 1903.

Frühapfel	nach 10.00 bis 15.00.	Pfeiffelbeeren	R. 12.00 bis
Johannisbeeren	R. — bis 00.00.	Zwetschen	R. 5.00
Sümlingen	R. — bis —.	Kirschen	R. — bis
Weintrauben	R. 17. — bis 20. —.	Birneblen	R. 20.00 bis
Äpfeln	R. 8. — bis 10. —.	Bräunlingen	R. 10. — bis 20. —.
Pfirsche	R. 30. — bis —.	Die Preisnotizungs-Kommission.	

Ein Spiel des Zufalls?



Nr. 204

(2. Beilage.)

Mittwoch, den 2. September

1903

Die Herrin von Kirby.

Roman von Ed. Wagner.

Fortsetzung

Nachdruck verboten

So gehen Sie doch! fügte er in befehlendem Tone hinzu, als Helene zögerte. Ich werde so lange hier warten, bis Sie zurückkehren.

Mechanisch wandte Helene, ohne ein Wort zu erwidern, der Thür zu.

Es drehte sich alles mit ihr im Kreise herum und ihre Augen waren so trübe, daß sie kaum einen Gegenstand erkennen konnte.

Draußen in der Halle angekommen ließ sie sich auf einen Divan nieder, um nicht umzufallen, und es dauerte eine Zeit, ehe sie sich so weit erholt hatte, ihre Stiefschwester aufsuchen zu können.

Als Buonarrotti allein war, stand er auf und trat an die Thür, welche aus dem Zimmer in den Garten führte. Er öffnete dieselbe vorsichtig und sah hinaus.

Bald hatten seine spähenden Augen das am Ufer liegende Boot entdeckt, in welchem er gekommen war und in dem ein Mann nachlässig gegen den Mast gelehnt stand, sein Gesicht dem Schlosse zugewendet.

Buonarrotti betrachtete ihn eine Weile, bis Lady Helene zurückkehrte.

Nun? fragte er, indem er die Thür wieder verschloß und seiner Gattin entgegentrat.

Sie können hier bleiben, erwiderte diese kalt.

Lady Olla will Ihnen um meinetwillen ein Obdach gewähren.

Sie haben ihr doch nicht gesagt —

Werde ich meine eigene Schande verrathen? rief Helene stolz.

Olla weiß, daß ein Geheimniß zwischen uns besteht, aber sie weiß nicht, Gott sei Dank, was es ist.

Es mag unrecht von mir sein, daß ich Sie in die Nähe dieses reinen, unschuldigen Wesens bringe, doch rathe ich Ihnen, sich möglichst fern von ihr zu halten. Ich werde Sie den Gerichten überliefern, wenn Sie sie irgendwie —

Ah, Eifersucht! unterbrach sie Buonarrotti. Seien Sie unbesorgt, meine süße Helene, ich werde auf meiner Hut sein. Also kann ich bleiben.

Ja, Sie und Ihr Diener. Es werden Ihnen Zimmer in dem unbewohnten Theile des Schlosses angewiesen werden.

Um so besser, dann bin ich ungestört und komme wenigstens mit Andern nicht in Berührung, bemerkte Buonarrotti.

Ich will sogleich meinem Diener telegraphiren.

Er öffnete die Gartenthür des Zimmers wieder, trat hinaus und winkte mit dem Taschentuch. Der Mann im Boot erwiderte das Zeichen in derselben Weise.

Dies ist mein Freund und Diener-Philipp, sagte er.

Dies Zeichen giebt ihm zu verstehen, daß wir hier bleiben. Sein Zimmer ist doch wohl nahe dem meinige? Wir sind durch gemeinsames Mißgeschick an einander gebunden und durch langen Umgang an einander gewöhnt, weshalb ich wünsche, daß er alle Unannehmlichkeiten mit mir theilt.

Wollen Sie nicht lieber zu ihm gehen? fragte Helene. Meine Zeit ist jetzt anderweitig in Anspruch genommen. Nur will ich Ihnen noch zu bedenken geben, daß wir uns in Zukunft nur in Gegenwart Anderer sehen.

Sie wandte sich stolz um und verließ das Zimmer.

Buonarrotti sah ihr mit verdunkeltem Gesicht nach und blieb nachdem seine Gattin bereits die Thür hinter sich geschlossen, eine Weile stehen, bedeutend mit dem Kopfe nickend. Dann ging er mit finsternem Gesicht hinaus in den Garten und schritt dem Ufer zu, wo sein Kumpen seiner wartete.

12. Kapitel.

Die Entscheidung.

Die Notiz von Lady Helene Cheverton's stillen und romanhaften Trauung war aus der Belfast in alle größeren irischen und englischen Zeitungen übergegangen und gab der vornehmen Gesellschaft interessanten Stoff zur Unterhaltung, der denn auch in den Salons, in kleineren und größeren Circeln, beim Frühstück und Diner und Thee sowohl, wie auf den Promenaden nach Kräften ausgebeutet wurde.

Die nächste Folge dieser Veröffentlichung war, daß Gratulationsbriefe von alten Freunden, sowie von früheren Verehrern und Bewerbern, reichlich im Schloß Kirby für Helene ankamen, unter diesen waren auch zahlreiche Hochzeitsgeschenke, welche jedoch ungeöffnet bei Seite gelegt wurden und unbeantwortet blieben.

Die unglückliche Frau war nicht im Stande, für die vielen Beweise von Theilnahme, die ihren Schmerz nur noch vermehrten, ihren Dank auszusprechen.

Was kümmerte es sie, daß man dieses Schweigen als Unhöflichkeit auslegen würde? Sie hatte mit der Welt gebrochen und dieser Bruch wurde durch die Verletzung der üblichen Formalität besiegelt.

Inzwischen nahte auch für Lady Olla der verhängnißvolle Tag der Entscheidung heran, und ängstlicher und besorgter wurde sie; alles was sie jetzt sah, schien ihr weit theurer und werthvoller als sonst.

Wie traurig wurde sie gestimmt, wenn sie im Park auf ihrem Lieblingsplätzchen saß und das Fallen der abgestorbenen Blätter beobachtete! Welch mächtiges Sehnen erkaute sie, wenn sie auf der Terrasse des Schlosses stand und ihr Blick über die im bunten Farbenschaum des Herbstes prangende Insel und über die weite blaue See mit den weißen Segeln der Fischerböte schweifte.

Welch namenloses Weh durchbrang ihr Herz, wenn sie in der Kapelle an der Gruft ihrer Ahnen stand, oder wenn sie deren Porträts in der Gallerie betrachtete. Mit jedem Schritt und bei jedem Blick fiel ihr etwas auf, was sie bisher kaum beachtet hatte und ihr daher jetzt wie etwas Anderes vorkam. Alles schien ihr schöner, traulicher, größer, erhabener; an jedes knüpfte sich irgend eine liebe Erinnerung, die nur allein sie mit sich nehmen konnte, wenn sie das Schloß verlassen mußte.

Endlich brach der Tag, an dem über ihr Schicksal entschieden werden sollte, an, so klar, so sonnig, so schön, wie nur ein Tag im Oktober sein kann.

Lady Olla saß in ihrem Boudoir vor dem offenen Fenster und blickte gedankenvoll hinaus über die See. Ihr Gesicht war ungewöhnlich ernst und traurig, aber aus ihren Augen leuchtete Ruhe und Entschlossenheit. Edgar Kirby sollte ihr nicht ansehen, wie schwer ihr der Abschied von ihrer Heimath ward.

Sie wurde aus ihren Gedanken geweckt durch das Geräusch eines Wagens, und einige Minuten später trat Mr. Humphry Kirby zu ihr in's Zimmer. Olla erhob sich und eilte ihrem Besucher grüßend entgegen.

Mein armes Kind, rief dieser, das Mädchen sanft in seine Arme schließend. Ich fürchtete, Sie niedergeschlagen und gedrückt zu finden; aber Sie sind standhaft wie eine Löwin. Kann es sein, daß Sie noch Hoffnung haben, Edgar Kirby aus dem Felde zu schlagen?

Ich meine nur, wenn ich weichen muß, er nicht wissen soll, welchen Schmerz mir diese Niederlage verursacht, erwiderte Olla bestimmt. Mr. Humphry, meine Juwelen, die meiner Mutter gehörten, verbleiben mir doch, ebenso das kleine Vermögen, welches von meiner Mutter stammt?

Gewiß, gewiß! versetzte Kirby hastig. Ich denke für Sie noch mehr zu gewinnen, doch muß das ohne Ihr Weissein geschehen.

Ist Sir Arthur auch mitgekommen? fragte Olla.

Ja. Sie sind alle unten. Machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt, mein Liebling, die Sache steht wirklich schlimm für Sie, und sie ist so klar und überzeugend, daß es Thorheit wäre, einen Prozeß anzustrengen. Bedenken Sie aber, daß mein Herz und mein Haus Ihnen offen stehen.

Olla sprach ihren Dank aus.

Sie werden natürlich jede Einladung der Lady Helene, mit auf ihr Landgut zu gehen, ablehnen, fuhr Mr. Kirby freundlich fort. Ihre seltsame Heirat zeigt zur Genüge, daß sie sich nicht als Beschützerin und Gesellschafterin für ein junges, unschuldig und heißblütiges Mädchen, wie Sie sind, qualifizirt. Ich hatte früher großes Vertrauen zu Lady Helene, aber es ist jetzt gänzlich geschwunden, und es würde mir sehr angenehm sein, wenn Sie, meine liebe Olla, Ihren Umgang mit Ihrer Stiefschwester aufgäben.

Ich habe Lady Helene bereits gesehen und sie ersucht, Schloß Kirby heute zu verlassen.

Eine tiefe Gluth überzog Olla's Gesicht.

Wie konnten Sie das thun? rief sie fast zornig. Helene ist meine beste Freundin. Sie wissen nicht, wie sehr sie meiner und wie sehr ich ihrer bedarf.

Sie sagte mir selbst, daß sie beabsichtige, heute das Schloß zu verlassen, entgegnete Mr. Kirby verlegen, daß er einen Fehler gemacht habe.

Sie sagte mir auch, daß ihr Landgut nicht der rechte Platz für Sie sei. Olla, mein liebes Kind, seien Sie vernünftig und fügen Sie sich in die Umstände. Kirby gehört Ihnen nicht mehr und ist es da nicht besser, wenn ich Sie der Unannehmlichkeit enthebe, Ihre Gäste zu entlassen? Es würde für Sie eine schwere Aufgabe gewesen sein. Sie verzeihen mir doch meine scheinbar übertriebene Dienstfertigkeit, Olla.

Diese machte eine kalte Verbeugung und hastig fügte Mr. Kirby hinzu:

Nun lassen Sie uns hinunter in den Saal gehen, wo Ihre Gäste Sie erwarten.

Er reichte ihr seinen Arm und führte sie hinab in den Salon.

Sir Arthur Coghan kam mit ernstem Gesicht dem jungen Mädchen entgegen, und diese erwiderte seinen Gruß herzlich. Mr. Herrick und Edgar Kirby beistanden ebenfalls, Lady Olla ihren Gruß darzubringen, der Erstere that dies ernst und gemessen, aber höflich, der Andere mit einer gezielten Verbeugung und mit so selbstgefälligem Lächeln, daß Olla ihren Blick unwillkürlich abwenden mußte. Sein ganzes Benehmen verrieth nur zu deutlich, daß er sich schon als Herr des Schlosses fühlte.

Im Hintergrunde des Saales saß ein Paar einfacher Bandleute, die Pflegerkern Edgar Kirby's und in geringer Entfernung von diesen eine dichtverschleierte Dame, deren seidenes Kleid in dichten Falten zu Boden fiel.

So erhob sich, nachdem die Herren ihre Grüße der bisherigen Besitzerin des Schlosses dargebracht, und näherte sich dieser gleichfalls. Sie schlug ihren Schleier zurück und enthüllte ein hübsches, ältliches Gesicht; ihre Bewegungen waren grazios, ihr Wesen würdevoll, ja man kann sagen, hochmüthig.

Edgar Kirby bot dieser Dame seinen Arm und führte sie zu Olla.

Erlauben Sie mir, Lady Olla sagte er, Ihnen meine Mutter vorzustellen, Ihre Tante, die Gräfin von Kirby.

Dies ist also meine Nichte, sagte die Dame geistert, die Tochter von meines verstorbenen Gemahls Bruder? Es freut mich außerordentlich, meine Liebe, Sie kennen zu lernen.

Sie erfaßte Olla's Hand und drückte einen Kuß auf ihre Stirn. Olla wich von der Frau, die sich ihre Tante nannte, zurück, als ob sie von einer Schlange berührt worden wäre.

Indem Sir Arthur Olla durch eine Handbewegung einlud, Platz zu nehmen, begann er:

Wir wollen nun unser Geschäft beenden, meine lieb Lady Olla, wir haben in den letzten vierzehn Tagen die umfassendsten Nachforschungen angestellt in Betreff der Erbansprüche Edgar Kirby's. Wir haben die Kirchenbücher durchgesehen und gefunden, daß diese Scheine Auszüge aus diesen Büchern sind. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der verstorbene Lord Edgar Kirby mit Magdalene Colburn, welche hier anwesend ist, wirklich verheirathet war.

Nicht der geringste Zweifel, bestätigte Mr. Herrick.

Wir haben auch zwei noch lebende Zeugen und den Pfarrer, der die Trauung vollzogen, besucht, und sind diese jederzeit bereit, ihre Aussagen, wodurch sie uns gegenüber die Heirath bestätigten, vor Gericht zu bezeugen.

In dem Kirchenbuche ist auch die Geburt Edgar's Sohn des Lord Edgar Kirby und der Magdalene Kirby, geborene Colburn, verzeichnet, fuhr Sir Arthur fort.

Diese guten Leute, und dabei deutete er auf das im Hintergrunde sitzende Paar, sind die Pflegerkern Edgar's, welche ihn aus seines Vaters Händen empfangen, nachdem seine Mutter in die Irrenanstalt gebracht worden war, und welche ihn gepflegt und erzogen haben, bis er die Schule besuchte.

Er forderte die Leute auf, vorzutreten und zu wiederholen, was sie bereits ihm und Mr. Herrick erzählt hatten.

Die Leute kamen dieser Aufforderung nach und erklärten in ihrer einfachen, jeden Zweifel an der Wahrheit ausschließenden Weise, daß der anwesende Edgar Kirby derselbe sei, den sie als kleines Kind von seinem Vater zur Erziehung erhalten hatten.

Sie erzählten ferner alle einzelnen Umstände der Ueberreichung des Kindes, der Bedingungen und alles, was von der kleinsten Bedeutung sein konnte.

Die ganze Sache ist Ihnen vorgelegt, meine liebe Lady Olla, sagte Sir Arthur in freundlichem theilnehmendem Tone. Die einzelnen Thatfachen sind so gründlich erörtert und so klar gemacht, wie sie ein Gerichtshof nicht deutlicher ermitteln könnte. Als Ihr Vormund und an Stelle Ihres Vaters habe ich, besonders da ich die Sache Edgar Kirby's von vornherein mit Mißtrauen betrachtete, alles aufgeboten, um die Richtigkeit seiner Ansprüche zu beweisen, jedes Dokument mehrmals geprüft, um darin eine Lücke zu finden.

In diesen Bemühungen wurde ich von zwei der tüchtigsten Rechtsgelehrten unterstützt, von Mr. Herrick und Mr. Humphry Kirby, Ihren Verwandten. Es ist uns aber nicht gelungen, den geringsten Anhalt zur Aufsechtung seiner Ansprüche zu finden, im Gegentheil sind wir vor der Richtigkeit derselben überzeugt und glauben nicht, daß wenn wir es auf einen Prozeß ankommen lassen, dies Ihnen irgend welchen Vortheil bringen wird.

Also sind Sie überzeugt, fragte Olla, daß der junge Mann der rechtmäßige Erbe von Kirby ist.

Ja, erwiderte Sir Arthur bestimmt.

Und Sie Mr. Humphry, glauben ebenfalls, daß Edgar Kirby der rechtmäßige Eigenthümer dieser Besitzung ist.

Mr. Kirby erröthete und senkte verlegen die Augen vor des Mädchens festem Blick, dann sagte er nach einigem Zögern:

Das glaube ich, Olla. So schwer es mir auch wird, muß ich es doch sagen: ich weiß, daß es der rechtmäßige Eigenthümer der Titel und Güter der Kirby's ist.

Lady Olla wandte sich mit derselben Frage an Mr. Herrick und auch dieser antwortete in ganz bestimmter Weise wie die beiden anderen Herren.

So ist die Sache entschieden! sprach Olla mit ruhiger Stimme, aber ihr Gesicht war bleich wie Marmor.

Ich habe das vollste Vertrauen zu meinen Vormündern und Mr. Herrick, und da kein Zweifel in der Sache besteht, wäre es thöricht, die Hülfen der Gerichte in Anspruch zu nehmen, um so mehr, als meine eigene Ansicht mit ihrer Entscheidung übereinstimmt. Es bleibt nur noch eine Frage zu erledigen: Was soll aus mir werden?

Lady Helene näherte sich ihr und sprach mit leiser, sorgenvoller Stimme:

O, meine liebe Olla, ich wollte, Du könntest mit mir kommen, aber Deine Vormünder weigern sich, Dich in meiner Aussicht zu lassen.

Die neue Gräfin erhob sich und gab durch eine Handbewegung zu verstehen, daß sie sprechen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Spiel des Zufalls?

Von H. Hoffmann.

(Schluß)

(Nachdruck verboten.)

War es Zufall oder leitete mich ein höherer Wille? Wieder war ich im Mecklenburgischen und wieder wanderte ich auf derselben Chaussee, auf der ich in der Nacht vor meiner Verhaftung, vor fünfundneunzig Jahren, gegangen war. Ein unwiderstehliches Verlangen, am Schloß Georgenruh vorüberzugehen, kam über mich und ich wandte meine Schritte dieser Richtung zu.

„Wie weit ist es noch bis Georgenruh?“ fragte ich einen alten Mann, der auf der Chaussee Steine klopfte.

„Dort können Sie schon das Schloß sehen“, antwortete er mir und zeigte dabei auf ein großes Gebäude, das durch die Bäume des Parks hindurchschimmerte.

„Wem gehört denn das Schloß?“

Bevor er mir antwortete, sah er mich erst scharf an.

„Der Herr Baron von Effenstein wohnt im Schlosse. Viele sagen aber, er hat gar kein Recht dazu.“

Der zweite Teil seiner Auskunft interessierte mich nur wenig.

„Ist der Herr Baron zu Haus?“ fragte ich weiter.

„Nein, er ist heute nach Berlin gereist und seine Wohnung ist abgeschlossen. Er ist ein sehr sonderbarer Herr, und wegen einer Kleinigkeit, die ihm nicht recht gemacht worden war, hat er heute früh seine Dienerschaft ohne jede Kündigung entlassen. In Berlin will er sich neues Personal engagieren. Das hat mir vorhin der Kutscher erzählt, der ihn zur Bahn gefahren hat.“

„Besten Dank!“ sagte ich zu dem Manne mit scheinbarer Gleichgültigkeit und setzte meinen Weg fort.

Ein fürchterlicher Gedanke hatte in meinem Geiste Platz gegriffen, und so sehr ich auch dagegen ankämpfte, ich konnte ihm nicht widerstehen. — „Das nächstemal, wenn sie mich wieder wegen Einbruchs in Georgenruh anklagen, sollen sie mich aber nicht unschuldig beurteilen“, sagte ich zu mir, indem ich der an mich wiederum herangetretenen Versuchung unterlag.

So war ich doch endlich dem Verbrechen verfallen, aber man verdamme mich nicht zu hart, man bedenke, daß ich mehr als vier Jahre in Gesellschaft der schwersten Verbrecher zugebracht, daß ich keinen Pfennig Geld in der Tasche hatte und daß ich mehrere Tage schon nichts gegessen hatte. Wer dann will, mag einen Stein auf mich werfen.

Als der Mond untergegangen war und vollständige Finsternis rings umher herrschte, schlich ich mich aus meinem Bersted hervor und näherte mich dem Schlosse. Nachdem ich behutsam aus einem Parterre-Fenster des Hinterflügels eine Scheibe entfernt hatte, gelang es mir, in das Innere des Schlosses Zutritt zu erhalten, und mit Hilfe einer Blendlaterne, des einzigen Diebeswerkzeuges, das ich besaß, ging ich daran, eine Prüfung der inneren Räumlichkeiten vorzunehmen.

Zuerst ging ich in das Bibliothekszimmer. Hier stand ein großer Geldschrank und eine recht angenehme Ueberraschung sollte mir zu teil werden: die Schlüssel steckten im Schranke. Ohne weitere Bedenken öffnete ich ihn und begann, mich mit seinem Inhalte etwas näher vertraut zu machen. Von vornherein will ich gleich sagen, daß weder Geld noch Wertgegenstände darin zu finden waren. Dagegen enthielt er aber eine Anzahl attestmäßig aussehender Dokumente, in die mich die Neugier trieb, hineinzusehen. Das erste halbe Dutzend, das ich zur Hand nahm, betraf Vorfälle, von denen ich keine Kenntnis hatte und die mich daher auch nicht interessieren konnten. Als ich aber aus einem oberen Fache des Schrankes ein großes Paket Schriftstücke hervorzog, glitt ein vergilbter Brief heraus und fiel zur Erde. Ich hob ihn auf und las ihn. Er hatte folgenden Wortlaut:

Schloß Georgenruh, den 6. Februar 18—.

„Lieber Effenstein! Soeben war der berühmte Professor B. aus Berlin hier, der mich eingehend untersuchte und mein Leiden als — hoffnungslos erklärte. Er gibt mir nicht länger als nur noch einen Monat Zeit und ich selbst fühle es, daß meine böse Krankheit rasch meine Kräfte verzehrt. Du weißt, daß ich nicht sehr am Leben hänge; im Gegenteil, ich sehne mich sogar nach dem Tode, um im Jenseits mich wieder mit meinem innigst geliebten Weibe zu vereinigen. Aber mein armer Junge Felix! Was soll wohl aus ihm werden, wenn weder des Vaters noch der

Meiner Auge mehr über ihn wacht? Lieber Effenstein! Ich überlasse ihn deiner Obhut, denn ich weiß, du bist mein bester Freund. Ich hinterlasse ihm Schloß Georgenruh mit dem zugehörigen Gute, meine in meinem Testament näher spezifizierten Staatspapiere und Eisenbahnaktien und alles, was ich sonst noch besitze, im ganzen mag es gegen dreihunderttausend Taler ausmachen. Wenn mein Sohn majorat wird, soll ihm sein Vermögen übergeben werden. Dich habe ich zu meinem alleinigen Testamentvollstrecker und Vormund meines Sohnes ernannt. In alter Liebe und Treue
Dein Kurt von Varenhoff.“

Ich öffnete das Bündel, aus dem der Brief herausgefallen war und das nächste, was ich erblickte, war nachstehender Brief, dessen unbeholfene Handschrift den niederen Bildungsgrad des Schreibers verriet:

Berlin, den 3. September 18—.

„Hochgeschätzter Herr Baron! Ihr Sohn Felix ist von mir weggelooft, obgleich er es bei mir und meine Frau sehr guth hatte. Wir können ihm nirgends finden und vermuten, daß er zur See gegangen sein wird. Ihr Geld haben wir bekommen und danken schönstens dafür. Felix hat nie mich gewußt, wer gezahlt hat. Mit Hochachtung
Fritz Holms.“

Man male sich meine Ueberraschung aus, als ich diese Briefe las. Durch einen schändlichen, ganz gemeinen Schwindel hatte dieser Baron Effenstein meines sterbenden Vaters Vertrauen getäuscht und mich um mein Erbteil betrogen. So nahm ich wenigstens an.

Unter verschiedenen anderen Papieren fand sich in diesem Bündel auch noch meines Vaters Testament, und ich hatte mich gerade in dessen Lektüre vertieft, als ich jemand die Treppe heraufkommen hörte.

In meiner furchtbaren Aufregung glaubte ich nicht anders, als es ginge im Hause um, und mein erstes war, daß ich meine Laterne verfinsterte. Diesen törichtten Gedanken ließ ich jedoch bald fallen und auch meine Laterne brachte ich wieder in Ordnung. Ich setzte mich auf einen Stuhl, rührte mich nicht und wartete ab, was da kommen würde.

Ein Schlüssel wurde in das Schloß der Tür gesteckt, die Tür tat sich auf und ein Mann mit einem Licht in der Hand trat herein. Als er meiner ansichtig wurde, ließ er das Licht fallen und fuhr erschreckt zurück, als hätte er einen Geist gesehen.

Ich hatte ihn sofort erkannt. Es war der Obmann jenes Schwurgerichtes, das mich in das Zuchthaus geschickt hatte.

„Herr Baron von Effenstein“, rief ich ihm zu, „ich sagte Ihnen, wir würden uns wiedersehen. Kennen Sie mich?“

„Ich Sie kennen? Nein, ich kenne Sie nicht. Aber ich werde Sie als Einbrecher verhaften lassen. Sie sind ein Spitzbube!“ Dabei sah er mich vom Kopf bis zum Fuße an und schien bei sich zu Rate zu gehen, ob es wohl sicher wäre, mich festzunehmen. Jedenfalls schien er das aber nicht für ganz ungefährlich zu betrachten, denn schon wollte er sich zurückziehen, — wahrscheinlich, um den Kutscher zu seiner Hilfe herbeizurufen, als ich wie ein Tiger auf ihn lossprang.

„Hören Sie mich an!“ schrie ich ihm zu und drückte ihn in einen Stuhl nieder. „Sie haben mich ins Zuchthaus geschickt und dabei haben Sie mir meines Vaters Erbteil gestohlen!“

„Ich verstehe Sie nicht, was soll das heißen?“ fragte er.

„Das soll nur heißen, daß ich Felix von Varenhoff bin, der Schuhmacher Holms kann das bestätigen. Das hier ist mein Schloß, und wenn Sie mir nicht wiedergeben, was Sie mir gestohlen haben, dann —“. Ich brachte den Satz nicht zu Ende, denn während ich noch sprach, fiel der Baron Effenstein vom Stuhl und hauchte seinen Geist aus.

Der Arzt erklärte als Todesursache Herzschlag, und auf Grund dieses Gutachtens nahm man von einer Sektion Abstand.

Ich hatte wohl einige Schwierigkeit, meine auffällige Anwesenheit im Schlosse zu erklären; es gelang mir dies jedoch, ohne weiteren Argwohn zu erregen, und seit jener Zeit bin ich — ein reicher Mann.





MerkSpruch.

Wer erst in saure Äpfel biß
Und dann in einen süßen,
Der wird den süßen ganz gewiß,
Dann doppelt froh genießen;
Doch wer in süße Äpfel biß
Und dann in einen herben,
Dem wird der herbe ganz gewiß
Die ganze Lust verderben.



Marienburg.

In der Pogat in der Provinz Westpreußen liegt die Stadt Marienburg und hat uns durch Jahrhunderte ein Bauwerk erhalten, wie es kein zweites gibt. Es ist das Schloß, welches im Jahre 1274 von Konrad von Thierberg gegründet, dann 1351 bis 1382 neu erbaut wurde.

Große Erinnerungen an große, vollbrachte Taten deutscher Männer ruft noch heute dieses stolze Bauwerk in uns hervor.

Bittere Not, großes Elend war in Palästina oft unter den Kreuzfahrern ausgebrochen, viel Kranke gab's unter den Krieger, und heftige Kämpfe mußten fortwährend mit den Sarazenen um den Besitz Jerusalems geführt werden. Zur Linderung der Drangsale wurde von deutschen Rittern in Palästina auf Antrieb Bremer und Lübecker Kaufleute der „Deutsche Orden“ gestiftet, welcher im Kriege und in den Krankenhäusern vorzügliche Dienste tat und deshalb schnell große Bedeutung, Gewicht und Ansehen erlangte, aber auch großen Reichtum durch Geschenke und Stiftungen.

Damals hauste in den jetzigen Provinzen Ost- und Westpreußen das Volk der Preußen, ein wilder Stamm, ganz dem Heidentum ergeben, welcher sich gegen Annahme des Christentums sträubte und fortwährend räuberische Überfälle über die Grenzen der benachbarten Gebiete machte. In seiner Not rief der Herzog Konrad von Masowien Ritter des Deutschen Ordens zur Hilfe, und der berühmte Hochmeister Hermann von Salza sandte 1228 eine kleine Schar unter Führung des umsichtigen, tapferen Hermann Balke aus Italien. Sofort begannen diese ihre Tätigkeit. Fast muß es unbegreiflich erscheinen, daß ein so geringer Haufe es wagen und hoffen durfte, das Volk der Preußen, welches ungemein zahlreich und bekannt als tapfer und wild war, zu bekämpfen. Aber die Tapferkeit der Ritter vom Deutschen Orden war noch größer; und außerdem erfüllte sie die felsenfeste Überzeugung, daß das Christentum unausbleiblich Siegerin werden müßte über die Irrlehren des Heidentums.

Es kamen harte und mühevolle Kämpfe, mehr als halbes Jahrhundert lang, bis endlich die trotigen Ureinwohner, die Preußen, gebändigt waren. In dieser ganzen Zeit war der Orden nur auf sich selbst allein angewiesen; Unterstützung erhielt er von keiner Seite.

Das war die eine, die blutige, aber notwendige Tätigkeit des Ordens in dem Lande. Als das Gebiet endlich nach endlosen Kämpfen unterworfen war, wurde der Deutsche Orden ein Segen desselben. Das Christentum wurde von ihm überall ausgebreitet, feste Städte wurden frühzeitig gegründet, zuerst Thorn und Kulm, deutsche Sitte und deutsche Bildung in den weiten Gebieten eingeführt. Die Eroberung jener Provinzen für das Deutschtum verdanken wir allein dem heldenmütigen und tapferen Ringen jener Männer.

Sie selbst sind verschwunden, das Land ist ein Teil des großen preussischen Königreichs geworden, welches sogar seinen Namen von jener Provinz für seine Gesamtheit annahm; aber das, was sie einst getan haben, bleibt ihnen unvergessen, und als Denkmal ihrer heilsamen Größe wird die Burg in Marienburg noch in ferne Zeiten hinüberdauern.



Aus dem Leben der Tiere.

Ein Hund als Lebensretter. Der Hausdiener einer Familie erhielt den Auftrag, zwei junge Katzen zu ertränken, er nahm diese Tiere, und zugleich ließ er den großen Hund des Hauses mitlaufen. Kaum hatte er die jungen Katzen fortgeschleudert, als der Hund ins Wasser nachsprang, eine der Katzen neben der andern in seine Schnauze packte und beide wieder ans Ufer des Flusses schleppte. Der Diener wiederholte den Ertränkungsversuch. Abermals fischte der Hund die armen Kätzchen auf und brachte sie ans Land. Als aber die Tiere zum drittenmal ins Wasser geschleudert wurden, schwamm der Hund an einer entfernteren Stelle mit ihnen ans Land, rannte mit den Geretteten davon und brachte sie sicher nach Hause.

Die Freundschaft der Gans. In einer Mühle lebte eine alte Gans einsam für sich. Da geschah es, was häufig geschieht, daß die Müllerin einer brütenden Henne eine Anzahl Enteneier unterlegte, die denn auch von ihr in gehöriger Zeit mit ausgebrütet wurden. Sowie die kleinen Enten im Freien erschienen, führte ihr Instinkt sie ins Wasser, und darüber geriet die Henne in schreckliche Verlegenheit. Mutterliebe trieb sie ihren Jungen nach, und Selbstsucht hielt sie auf dem Lande fest. Plötzlich kam die Gans herbeigesegelt, und nach einem lärmenden Geschnatter, welches in wortgetreuer Uebersetzung so viel hieß als: „Ueberlasse die nur mir!“ schwamm sie mit den Entchen auf- und ab. Sobald diese an der Wasserpromade genug hatten, brachte die Gans sie der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Enten wieder bei dem Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne geriet abermals in große Unruhe. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne eingeladen hätte, steht doch fest, daß, als sie nahe ans Ufer kam, die Henne auf ihren Rücken hüpfte und so ruhig sitzend die den Teich auf und nieder schwimmenden Entchen begleitete. Dies geschah nicht ein vereinzelt Mal, sondern Tag für Tag stieg die Henne an Bord der Gans und folgte höchst zufrieden und vergnügt ihren Entchen. Diese Fahrten dauerten bis die Entchen verständig geworden und der vereinten Obhut der Gans und der Henne nicht mehr bedurften.



Der kleine Zauberkünstler.

Das Ei in der Flasche. Stellt man eine gut durchsichtige (am besten hellgrüne) Glasflasche mit ziemlich engem Halse, in deren Flüssigkeit ein richtiges Hühnerei schwimmt, auf den Tisch, so werden gewiß viele der Zuschauer sich vergeblich die Köpfe darüber zerbrechen, wie das Ei in die Flasche hat gebracht werden können. Der Hals ist dazu ja viel zu eng, und die Flasche ist, wie jeder sich überzeugen kann, unverletzt.

Und wie macht man das Kunststück? Man legt ein frisches Hühnerei in stärksten Weinessig und läßt es so lange darin, bis es ganz weich geworden ist und sich lang und dünn genug rollen läßt, um durch den Flaschenhals zu gehen. Ehe man das so präparierte Ei in die Flasche tut, füllt man sie zur Hälfte mit starker Seifensiederlauge, auf welche man reines Wasser langsam laufen läßt, bis die Flasche ziemlich voll ist. Dann schiebt man das Ei durch den Flaschenhals, und es wird in dem Wasser, welches auf der Lauge eine (leichtere) Schicht bildet, seine ursprüngliche Form wieder annehmen und sich über der (schwereren) Lauge schwimmend erhalten. Schütteln darf man den Inhalt der Flasche nicht.

Das Naturwunder: Ein Pferdehaar in einem Hühnerei. Hierzu bedarf es weiter nichts, als daß man ein kleines Loch mit einer Nadelspitze in die Eischale bohrt und das Haar hineinschiebt. Ein wenig Kreide verdeckt das unbedeutende Löchlein sehr leicht.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Jugendnummer.

1. Hermann. — 2. Rom. — 3. Regelfonia. — 4. Laubfrosch.